

Fulbert Steffensky

Wie dienen wir unseren Gemeinden?

Die Signatur einer säkularen Welt

Unser Glaube, unsere Weltentwürfe und unsere Lebenskonzepte sind nicht unabhängig von der Zeit, in der wir leben; von den Menschen, mit denen wir leben, uns von den materiellen Bedingungen, die uns prägen. Ich vergleiche die Welt meiner Kindheit mit der Welt meiner Enkel und ermittle damit die Signatur der Gegenwart

Meine alte Kinderwelt war eine imitative Welt. Die Leute haben gedacht, gefühlt, geglaubt, gehandelt, wie ihre Vorfahren geglaubt und gehandelt haben. In der Welt meiner Enkel ist die Stimme der Toten leise geworden. Die Tradition ist verblasst, und unsere Kinder werden ihren Glauben und ihre Lebensoptionen neu aushandeln müssen. Das verwirrt sie und lässt sie zugleich zu Subjekten ihres Gewissens und ihres Handelns werden.

Unsere Welten waren voll von kanonischem Wissen, von Lehren und Lehrern. Unser Problem war, dass wir Texte hatten, die sich die Wirklichkeit unterwarfen. Das Problem unserer Enkel könnte sein, dass sie keine Texte haben, die ihnen die Welt aufschließen.

In meiner Kinderwelt kannten wir nur einen Lebensentwurf, unseren eigenen. Meine Enkel stoßen auf eine vielstimmige Welt, in der sich ihnen die verschiedensten Glaubens- und Lebensweisen anbieten. Das irritiert sie und befreit sie von der Diktatur der Einzigartigkeit.

In meiner Kinderwelt waren wir nie ohne Zugehörigkeit. Wir gehörten naturhaft zu einer Großfamilie, einem Dorf (auch in der Stadt!), zu einer Kirche. Wir wurden gesehen und waren nie allein. Meine Enkel leben in hoch individualisierten Welten. Sie sind frei vom Bann der Gruppen, und sind einsamer, als wir es waren.

Wir lebten in einer Welt voller Formen, Aufführungen, Bräuche, Rituale, Lebensinszenierungen, die uns die Optionen unserer Welt deutlich und glaubhaft machten. Unsere Enkel leben in Welten mit einem schwachen Pathos. Sie sind frei von Konventionen, aber ihre Lebenswünsche haben nur wenige Figuren, in denen sie eingeübt und befestigt werden.

Die Institutionen meiner Kinderwelt – die Schulen, die Kirchen, das Elternhaus – waren überstark und überstreng. Geist wurde nicht selten mit Strenge verwechselt. Die Bildungswelten unserer Enkel sind meistens von schwacher Liberalität. Sie sind oft konsequenzenfrei, weil niemand genau weiß, wessen Geistes Kind sie sind und sein sollen.

Meine Kinderwelt war eine Welt der Nesthocker. Man blieb, zumindest tendenziell, in der Region, in der man geboren war; in dem Glauben, der einem überliefert war; in der Ehe,

die man eingegangen war; in dem Beruf, den man gelernt. Die Welt meiner Enkel ist eine Welt der Nestflüchter.

Und ein letzter entscheidender Unterschied: Unsere Enkelkinder kennen Auschwitz, wir kannten es nicht. Das heißt, wir kennen den Zweifel, der uns verstört und der uns reinigt.

Wachstum als geistlicher Begriff

Ich erinnere an eine wundervolle Geschichte aus dem 1. Buch der Chronik (21). Der Satan reizte David dazu, Israel zählen zu lassen. David sprach zu Joab und zu den Obersten des Volkes: „Geht hin, zählt Israel von Beerscheba bis Dan und bringt mir Kunde, damit ich weiß, wie viel ihrer sind!“ So wurde gezählt. Es waren von ganz Israel 11 mal hunderttausend Krieger und von Juda vierhundertsiebenzigtausend Mann, die das Schwert trugen. Die Zählerei missfiel Gott, denn David setzte auf die Zahl statt auf die Kraft Gottes. Gott schlägt Israel. Eine Pest kommt über Israel, und es sterben 70.000 Menschen. Wer fasziniert ist von Zahlen, vertraut Gott nicht. David darf den Tempel nicht bauen, den er so herrlich geplant hat. Er hat zu viel gezählt, zu viel Blut vergossen und sich zu viel auf Schwerter und Eigenstärken gesetzt. Wachsen ist zunächst ein geistlicher Begriff, er bedeutet nicht einfach Größer- und Mehrwerden. Vielleicht müssen wir in schmerzlicher Heiterkeit einsehen und zugeben, dass wir Kirche im Exil sind. Die Ehre und das Recht Gottes sollen wachsen; das Reich Gottes soll wachsen, und das heißt nicht einfach, dass die Kirche wachsen soll. Es gibt die ekklesiologische Verblendung, in der wir heimlich und unbewusst die real existierende Kirche und Reich Gottes in eins setzen. Es genügt, wenn Rom dies tut, wir müssen es nicht nachmachen.

Nein, es geht der Kirche nicht um sich selber. Sie darf nicht entarten zu einem Verein, der um sich selbst besorgt und in sich selber verstrickt ist. Ihre erste Absicht kann nicht sein, Mitglieder zu werben und zu gewinnen. Viele Schwierigkeiten, kleinliche Konflikte, unwürdige Fragen kommen daher, dass die Kirchen nicht mehr im Blick haben als sich selber. Ihre Aufgabe ist es, Zeugnis abzulegen. Ich zitiere den Altbischof der Methodisten Walter Klaiber: „Erfolg ist keiner der Namen Gottes“, soll Martin Buber gesagt haben. Das kann natürlich zur bequemen Ausrede für die werden, die sich scheuen, das Evangelium in einer Weise weiterzugeben, die einladend und ansprechend ist. Aber es kann auch eine wichtige Erinnerung daran sein, dass man Gottes Wirken nicht mit Statistiken messen kann. Das Evangelium ist keine Ware, die man mit allen Mitteln und unter jedem Preis unter die Leute bringen soll.“ Und Klaiber weiter: „Identitätssuche und Profilierung ... gehört zu dem, was Paulus ‚fleischlich‘ nennt: die ängstliche Sorgen um die eigene Existenz, die diese um jeden

Preis sichern will.“ Es wird viel vom Protestantischen Profil geredet. Ist man zu viel auf der eigenen Spur und bedacht auf die Darstellung seiner selbst? Profilsuche ist normaler Weise nicht ein Zeichen von Souveränität und Selbstgewissheit. Wir müssen uns nicht beweisen durch unser Profil. Wir müssen nicht dauernd darstellen, dass wir wer sind

Brot für die Fremden oder die Gemeinde ausserhalb der Kirche

Die Kerngemeinde ist klein geworden. Aber die Stimme der Kirche wird von vielen gehört, die nicht mehr ihre Mitglieder sind oder die nur noch an ihrem Rand leben. Ich meine damit die Menschen, die die Kirche bei Kasualien erleben, in ihren Rundfunkpredigten und Morgenandachten; zu bestimmten Zeiten nur wie etwa an Weihnachten oder bei grossen nationalen Unglücksfällen. Eine missionarische Kirche duldet fremde Gäste. Eine kleine Geschichte: Vor einiger Zeit musste ich einen Mann beerdigen, der in einem sehr unkirchlichen Kontext lebte. Alle waren erstaunt darüber, sogar seine Familie, dass dieser Mann noch in der Kirche war. Er war katholisch. Da ich wusste, dass fast niemand von den Trauergästen in der Kirche war, leitete ich die Feier so ein: „Ein Mensch, den Sie verehrt und geliebt haben, ist gestorben. Wir wünschen ihm in diesem Gottesdienst das, wofür wir selber nicht stehen können: dass ihr Leben und ihr Tod aufgehoben sind im Schoße Gottes. Wir tun es in der alten Sprache, die für wenige von Ihnen Muttersprache ist, den meisten ist sie fremd. Einige erinnern sich noch und sind halb in ihr beheimatet. Es ist die Sprache, die gewaschen ist mit den Tränen und den Wünschen der Toten, die sie vor uns gesprochen haben. Der Tote hatte sich nie ganz verabschiedet von dieser Sprache. Ich lade Sie ein, für eine Stunde Gast in dieser Sprache zu sein, auch wenn sie ihnen fremd ist. Legen Sie für den Toten die Masken der Hoffnung an und singen Sie – vielleicht mit fremder Stimme – die Lieder, sprechen Sie den Psalm und beten Sie das Vaterunser! Lassen Sie uns nicht auf unserer kärglichen Stummheit bestehen, sondern ausgreifen bis in das Land des Glücks, in dem die Wunden geheilt und die Toten geborgen sind! Spielen Sie für eine Stunde diesen Glauben, auch wenn ihr Herz nicht mitkommt!“

Am Ende sagte mir ein nachdenklicher Teilnehmer: „Ich habe meine Glaubensmaske wieder abgelegt. Ich danke Ihnen dafür, dass Sie sie mir für eine Stunde geliehen haben.“ Auch das ist Mission – die Masken des Glaubens und der Hoffnung auf Zeit zu verleihen.

Manchmal borgen sich Menschen für einen Tag oder für eine Stunde unsere Sprache aus. Wir sind nicht die Meister ihres Glaubens, und wir haben diesen Glauben auf Zeit zu ehren und ihm zu dienen. Eine der Aufgaben der Kirche ist es, mit ihrer Sprache, mit ihren Gesten, mit ihren Räumen und Zeiten zur Verfügung zu stehen, wenn Menschen uns

brauchen. Zum Beginn des Golfkrieges oder am 11. September 2001 oder bei der großen Flut in Asien waren die Kirchen in Hamburg voll. Menschen sind auf Zeit Gast in einem Haus, das ihnen nicht gehört und in dem sie nicht zuhause sind. Sie leihen sich Sprache, Räume, Zeiten und Gesten für die Not oder das Glück ihres Herzens. Sie brauchen das Haus, aber sie wollen dort nicht zuhause sein. Sie wollen, dass wir uns nicht verleugnen. Sie wollen in ein fremdes Haus gehen. Vielleicht ist diese Sprache überhaupt nur in ihrer Fremdheit für sie zu sprechen und zu ertragen. Sie wollen nicht, dass es ihre Sprache ist und dass sie ihnen auf den Leib zugeschnitten ist. Die Fremdheit lässt ihnen Distanz und Ambivalenz. Sie sind in einem Haus, und es schützt sie auf Zeit, aber sie sind nicht zuhause und sie wollen dort nicht zuhause sein. Sie spielen die Clowns der Hoffnung in einer fremden Sprache. Man kann Fremdes manchmal besser verstehen und annehmen als immer schon Verstandenes und immer schon Gewusstes. Wir sind nicht die Meister des Glaubens dieser Menschen, aber wir können – mit Paulus gesprochen – Diener in ihrer Freude und in ihrem Unglück sein. Mission heißt, Gastfreundschaft üben und nicht neidisch darüber sein, dass die Menschen nicht für immer bleiben und Vollmitglieder sind. Es gibt andere Wege des Geistes als unsere eigenen. Ich vermute, je deutlicher wir selber sind als Christen, als Pfarrerinnen, als Lehrerinnen, als Kirchenvorsteher, um so eher können wir undeutliche Gäste ertragen. Je mehr wir unsere Traditionen nicht nur kennen, sondern sie lieben gelernt haben als Geschichten der Freiheit und der Schönheit; je mehr wir sie uns angeeignet haben und wir spirituelle Menschen sind, um so mehr können wir furchtlos verteilen, was wir haben, und zeigen, wer wir sind. Je unsicherer wir sind, umso stärker üben wir uns in der Kunst der Selbstverbergung.

Gemeindeaufbau als Gruppenpflege

Wie kommt die prophetische Wahrheit in unseren Kirchen zustande, und wie findet der Geist dort seine Stelle? Gott hat in unseren Kirchen immer wieder prophetische Gestalten erweckt: Ita Ford, die Maryknoll-Schwester, die in El Salvador in Solidarität mit den Armen lebte und von den Todesschwadronen ermordet wurde; Oscar Romero, der das Recht der Armen verteidigte und ebenfalls erschossen wurde; Franz Jägerstetter und Martin Luther King; Diedrich Bonhoeffer und Dorothy Day. Aber ich denke nicht nur an einzelne große Figuren; ich denke an die charismatischen Gruppen in unserer Kirche: die feministischen Gruppen, die Friedensgruppen; die Gruppen, die heute das Recht der Armen einklagen; die Taizé-Gruppen, die eine neue Spiritualität versuchen. Sie schaufeln dem Geist einen Weg in den Kirchen von unten nach oben. Auch im Protestantismus denkt man ja oft römisch, d.h. von oben nach unten, und man erwartet die Ämter als die besondere Quelle des Geistes. Man erwartet ihn

von den Bischöfen und den Kirchenleitungen. Kirchenleitende Institutionen aber sind eher an Bewahrung und Harmonie interessiert als an Aufbrüchen und Veränderungen. Daraus ist ihnen kein Vorwurf zu machen. Falsch ist es, und Entmutigung ruft es hervor, wenn man anderes und mehr von ihnen erwartet. Es gibt nicht nur autoritäres Gebaren von leitenden Institutionen; autoritär ist vor allem die Äußerlichkeit und sind die falschen Erwartungen an das überforderte Amt. Das Bischofsamt ist kein Prophetenamt. Ernst Lange unterscheidet zwei Grundstrategien kirchlichen Handelns, die „Vorwärtsstrategien“ und die „Bestandswahrungsstrategien“. Leitungsgremien verfolgen in der Regel Bestandswahrungsstrategien. Ihr Charisma ist das Pochen auf Konsens und Kontinuität. Dagegen ist nichts zu sagen, wenn die Leitungen die Beschränktheit des eigenen Charismas erkennen.

Wie aber kommen Wahrheiten in der Kirche zustande, und wie findet der Geist seinen Ort? Wir haben keinen Papst, der sie sagt. Sie stehen nicht einfach ablesbar in einem Buch geschrieben, auch nicht in der Bibel. Ein Weg der Wahrheit sind die prophetischen Charismen der Gruppen, die in der Kirche hart aufeinander stoßen und miteinander reden und streiten. Menschen lernen im Konflikt, sie lernen am „Widerstand fremder Erfahrungen“ (E. Lange). Die Gruppen in der Kirche sind die eigentlichen Protestanten. Sie profilieren sich durch Trennung vom allgemeinen Konsens. Das ist nicht unerlaubt, sofern sie die Trennung selber nicht schon für den Geist halten. Ihr klares Profil ist das Charisma für die Gesamtkirche und für die anderen Gruppen. Ihr klares Profil polarisiert, und so werden die Wahrheiten in den verschiedenen Nestern der Kirche vergleichbar. Die Wahrheit ist ein Gespräch, und im Gespräch und in der Reibung der Gruppen wird sie geboren. Die Wahrheit der Großkirche für morgen fängt in den Gruppen von heute an.

Von solchen Gruppen wünsche ich, dass sie Gruppen in der Kirche sind. Die Gefahr der kleinen und entschiedenen Gruppen ist, zur Erhaltung der eigenen Reinheit und Konsequenz bei sich selber zu bleiben und nur noch Brot für sich selber zu sein. Es gibt die andere Gefahr, die Höhe des Konflikts mit der Großkirche zum Maßstab der eigenen Güte zu machen. Die Gefahren der Großkirche und ihrer Amtsträger sind ihr Harmonismus, die unerlaubte Versöhnung und die Kontinuitätswänge. Die Gefahr der Gruppen ist die Lust daran, sich durch den Konflikt selber zu definieren. Damit kann der Konflikt selber zum Ziel werden. Er ist nicht mehr notwendiger Weg.

Die Qualität einer Gruppe entscheidet sich daran, dass sie das Verhältnis zur Großkirche will und beibehält. Die Qualität der Großkirche entscheidet sich daran, dass sie die Gruppen duldet und wünscht, auch wenn diese sie noch so oft in Verlegenheit bringen.

Die charismatisch-prophetischen Gruppen sind die Läuse im Pelz der Großkirche. Oft kann die Gesamtkirche noch nicht denken, was die Gruppen denken. Sie kann noch nicht handeln, wie die Gruppen es schon können. Aber sie könnte sie zulassen, und sie könnte ertragen, dass einige das „deutlicher Zeichen“ innerhalb des Christentums setzen. Sie könnte den Gruppen ihr Recht geben, auch ihr Recht auf Irrtum. Die Wahrheit kommt fast nie auf geraden Wegen daher. Sie macht Umwege, sie probiert und verwirft Wege; sie ruiniert alte Häuser, ehe die neuen schon bezugsfertig sind. Damit müsste die Großkirche rechnen. Das heißt nicht, dass sie in liberalistischer Geduld alles hinnimmt, was die Gruppen denken und anstellen. So käme der Geist nicht voran. Die Großkirche muss mit den Gruppen rechten; sie darf die Gruppen nicht in Ruhe lassen, wie die Gruppen die Großkirche nicht in Ruhe lassen. Es gibt viele Situationen, in denen man sich gegenseitig Schmerzen zufügen muss, damit der Geist nicht ausgelöscht werde.

Die Wahrnehmung der Opfer als Gemeindeaufbau

Die höchste Form der Verblödung ist, sich selber Ziel und Endpunkt zu sein; nichts anderes wahrzunehmen als sich selbst und für nichts anderes einzustehen als für sich selbst. Das ist nicht nur amoralisch. Es ist auch eine Form der Erschöpfung in sich selbst, die ins Unglück führt. Diese Selbstverdummung kommt bei Privatpersonen ebenso oft vor wie bei Gruppen. Auch die Kirchen sind vor ihr nicht gefeit. Auch die Kirche kann sich selbst zum Götzen werden, wenn sie nicht mehr sucht als sich selbst und ihre Erhaltung. Die Kirche ist ein wundervoller Verein, der grössere Interessen kennt als die eigenen; ein Verein, der nicht nur an sich selber leidet, sondern die Schmerzen der Fremden wahrnimmt. Wem die Phantasie für fremdes Leid abhanden gekommen ist, der ist gezwungen, übermässigt an sich selber zu leiden. Und umgekehrt: Wer mehr kennt und für mehr besorgt ist als für sich selbst, den werden die eigenen Sorgen nicht mehr ersticken. Wo die Kirche die Opfer wahrnimmt und für sie eintritt, baut sie an ihrer eigenen Freiheit. Es ist das Merkmal einer erwachsenen Kirche, wenn sie sich von der narzisstischen Selbstbesorgung gelöst hat und einen Teil ihres Geldes und ihrer Kraft hergibt und Stellen schafft für die Aufmerksamkeit auf die Leidenden dieser Welt, auf den Frieden, auf die ökologische Bedrohung dieser Erde und der Lebensmöglichkeiten unserer Kinder und Enkel. Wir sind als Kirche dem Geheimnis Gottes nahe, wo wir uns dem Geheimnis der Armen nähern. Oscar Romero, einer der Grundzeugen und Märtyrer unserer Zeit hat es so gesagt: „Wie du dich den Armen näherst, mit Liebe oder mit Geringschätzung, so näherst du dich Gott.“ Das Mysterium Gottes ist vom Mysterium der Armen nicht zu trennen. „Der Hunger dieser Welt ist der Ort Gottes.“, hat der in El Salvador

ermordete Jesuit Ignacio Ellacuria gesagt, er fährt fort: „So müssen wir uns als Kirche fragen: Was haben wir getan, um die Armen ans Kreuz zu bringen? Was tun wir, um sie vom Kreuz abzunehmen? Was tun wir, um sie aufzuwecken?“ Gott versteckt sich im Schicksal der Geschlagenen. Er wird bei uns sein bis zum Ende der Tage, wie es verheissen ist. Er ist bei uns als Trost und als Versprechen. Er ist bei uns in allen Gestalten des Elends. Wenn die Kirche das vergisst, dann man sie religiös sein, aber christlich ist sie nicht.

Es ist eine Form der Gottsuche, wenn die Kirche Stellen einrichtet; wenn sie Institutionen plant, in denen scharfäugig das Schicksal der Elenden beachtet wird. Es muss nicht nur gute Menschen geben. Es muss gute Institutionen geben, in denen langfristig eine Idee verfolgt und eine Option wach gehalten wird. Das menschliche Herz ist klein, allein und kurzfristig. Die Institution, die dem Geist dient, hat einen längeren Atem

Wer sind wir als die Verkündigende des Glaubens?

Mein liebster Pfarrer vertritt nicht nur sich selbst und die Reichweite seines eigenen Glaubens und Verstehens. Er vertritt eine Sache, die älter ist als er selbst und die größer ist als das eigene Herz. Wenn wir predigen, lehren, Taufen, den Segen im Gottesdienst sprechen, gehen wir immer in Schuhen, die uns zu groß sind. Wenn ich einen Gottesdienst besuche, habe ich es mit dem Glauben relativ leicht. Ich bette mich in die großen alten Versprechen der Psalmen, der Lieder und des Evangeliums und erlaube mir, keine Zeit auf die Frage zu verschwenden, wie wahr die Wahrheiten sind, die dort gebetet, gesungen und gepredigt werden. Es singen, beten und hören so viele mit; es haben diese Psalmen vor mir so viele meiner Toten gesungen und gebetet. Die Stimme der Lebenden und der Toten sind Zeugen der Wahrheit der alten Versprechen. Nein, ich bin nicht unkritisch ihnen gegenüber, und wenn man mit offenen Augen durch die Welt geht, ist der Zweifel an ihnen nicht ganz zu vertreiben. Er ist der Schatten meines Glaubens, ohne den dieser mir zu bedenkenlos wäre. Wer, der sich in der Welt umsieht, die nach dem Johannesevangelium durch den Glauben schon besiegt ist, zögert nicht und sieht sich so oft vergeblich nach diesen Siegen um? Aber, wie gesagt, wenn ich in den Gottesdienst gehe, halte ich mich nicht gerne mit meiner Skepsis auf. Ich schütte das Fragment meines Glaubens in den Strom der Glaubensfragmente meiner Lebenden und toten Geschwister und bekomme mehr Stimme, als ich allein haben könnte. Die Kirche ist auch eine Glaubensverleihanstalt, man schmuggelt sich dort in den Glauben der lebenden und toten Geschwister ein.

Viel schwieriger finde ich es, auf der Kanzel zu stehen und den Glauben zu predigen. Die Predigenden sind kleine Leute, die in zu großen Schuhen gehen. Sie haben ihren kleinen

Glauben und gelegentlich auch ihre großen Zweifel und sollen von der Ganzheit des Lebens erzählen. Sie sollen sagen, dass die Glaubenden von Gott geboren sind, wie es im Johannesevangelium heißt – welche ungeheure Aussage! Sie sollen sagen, dass der Glaube der Sieg über die Welt ist – welches großes Wort im kleinen Mund! Ich habe immer Mitleid mit den Predigenden, die Lieder singen, für die ihre eigene Stimme zu schwach ist. Kein Mitleid habe ich da, wo die Predigenden nicht mehr erschrecken vor dem, was sie sagen, oder wo sie die Demut verlieren vor der nicht zu lösenden und nicht aufzugebenden Aufgabe, den Armen das Evangelium zu verkünden. Die Gefahr dieses Berufes ist, dass man gar nicht mehr merkt, dass man nicht glaubt oder dass der eigene Glaube karg ist. Das dauernde Reden der hehren Worte hat diese geläufig gemacht. Es könnte eine Redewelt entstehen, in der die Worte ihre Gültigkeit haben, weil sie dauernd gesprochen werden, weniger darin, dass sie geglaubt werden. Es besteht die Gefahr, dass man eher an die Worte glaubt als an Gott. Auch das ist ja eine Form des Unglaubens. Die Wirklichkeit hat es gelegentlich schwer, erkennbar zu werden unter dem Horizont der immer schon beredeten Welt und der verbrauchten Geheimnisse. Vielleicht sollte man erst predigen, wenn man sich seines Unglaubens so sicher ist wie seines Glaubens. Eine gute theologische Sprache ist eine schwere Sprache, die uns nicht leicht von den Lippen geht.

Aber wir haben die schwere Aufgabe, mit unserer schwachen Stimme das Geheimnis Gottes zu sagen. Die Gefahr ist, dass wir aus eigener Glaubensschwäche bei den Sagbarkeiten bleiben; bei den kleinen Wahrheiten, die jedermann eingängig sind. Was mich in den letzten Jahren zunehmend stört, ist der geringe Mut zur großen und ins Unsägliche ausgreifenden Sprache; die Bescheidenheit, in der wir uns darauf beschränken, das aus der Bibel herauszulesen, was man mit menschlicher Stimme sagen kann, ein bisschen Moral und ein bisschen Menschlichkeit. Moral und Menschlichkeit sind viel, aber die Bibel ist das Buch der Unsagbarkeiten, es ist das Buch, das Gott und Christus nennt. Ich zitiere Holm Tetens, einen Philosophen aus Berlin, der nicht in der Kirche ist und der die Christen an ihre eigene Stimme erinnert und der ihre theologische Fahnenflucht beklagt.

„Ich habe Taufen und Konfirmationen erlebt, wo ich mir verwundert die Augen gerieben habe, ob ich in der richtigen Veranstaltung sitze. Es herrschte eine Umtriebigkeit und Geschäftigkeit wie in einer billigen Unterhaltungssendung, es war von allem möglichen Schönen bis Kitschigem die Rede, nur nicht vom Gott und Herrn der Christen. Bei vielen Worten zum Sonntag traue ich meinen Ohren nicht: Da werden billigste und banalste Lebensweisheiten, wie man sie auf dem boomenden Markt der Psychotherapie und in einschlägigen Esoterikkreisen jederzeit zu hören bekommt, zum Besten gegeben, nur von

einem ist nicht die Rede, vom Gott und Herrn der Christen. ... Man will nur allen Menschen die frohe Botschaft bringen und opfert sie in Wahrheit der ‚Einschaltquote‘. Die ‚Einschaltquote‘, das wichtigste Gebot unserer Zeit für die Gefallsucht, einer der mächtigsten Götter unseres Medienzeitalters.“

Dieser letzte Abschnitt ist ein Plädoyer für die geistliche Bildung der Lehrenden in unseren Gemeinden. Gemeindeaufbau heisst, den Pfarrerinnen und Pfarrern, den übrigen Verantwortlichen in der Gemeinde Zeit lassen und Zeit geben zum Lesen, zur Meditation, zum Bibelstudium, zur theologischen Fortbildung, zu Exerzitien. Lehren kann man nur, wenn man etwas lieben gelernt hat. Predigen kann man nur, wenn man gelernt, die eigene Tradition charmant zu finden. Eine Lehrerin ist ein Mensch, der zeigt, was sie liebt. Das Studium bereitet uns geistlich nicht auf unsere Berufe vor. Wir lernen Sachverhalte, wir lernen Historie, wir eigenen uns wissen an, aber kaum Bildung. Wir lernen, über das Wesen des Gebetes zu reden, wir lernen nicht zu beten. Auch bei unseren Fortbildungen reden wir meistens nur über Sachverhalte. Wir glauben die Welt durch Beredung zu gewinnen. Es bleibt an uns die Grundfrage: Ernähren wir uns selbst von den Broten, die wir austeilten. Unsere geistliche Bildung macht uns in unserer Rede und in unseren Gottesdiensten für die Gemeinden erträglich. Nur unsere geistliche Bildung bewahrt uns davor, Religionsbeamte zu werden.

Liebe Geschwister, mein größter Wunsch für Sie, dass Sie Ihre eigene Arbeit schätzen. Wir kennen den Größenwahnsinn, der darin besteht, sich selbst für bestens und für unentbehrlich zu halten. Es gibt einen anderen, negativen Größenwahn, in dem man sich sagt: Meine Arbeit ist zu gering, ich erreiche zu wenige Leute, meine Predigten werden nicht gehört und beachtet, die Gottesdienste sind leer. Was soll diese meine Arbeit überhaupt? Ich kann mir kaum einen wichtigeren und schöneren Beruf vorstellen als den Ihren mit seiner staubigen Kärtnerarbeit. Sie arbeiten mit ihrem Konfirmandenunterricht, am Krankenbett, auf der Kanzel, mit Jugendlichen an den inneren Bildern von Menschen. Sie trösten ihre Seele und sorgen für ihr Gewissen. Ich möchte ein großes Wort sagen: Sie arbeiten am Heil der Welt. Meistens sähen Sie nur und erleben die Früchte Ihrer Saaten selten. So liegt die Sünde der Mutlosigkeit nahe. Man verliert die Hoffnung und die Kraft, wenn man nur darauf starrt, was nicht ist und was mangelt. Man lernt hoffen, wenn man sieht, was jetzt schon blüht. Sie arbeiten für eine Kirche und an einer Kirche, die noch nie so schön war, wie sie heute ist. Noch nie hat die Kirche herrschenden Gewalten so wenig gedient, wie sie es heute tut. Noch nie war die Kirche so aufmerksam auf den Frieden und auf das Recht der Armen, wie sie es heute ist. Natürlich sagen wir uns, wenn wir nicht verblendet sind: Es ist nicht genug! Nein,

genug ist es nicht. Aber es ist viel. Wir sind blind, wenn wir nur den Mangel sehen. Eine Religion allerdings, „die nicht den Mut hat, für die Menschen zu sprechen, hat auch nicht das Recht, von Gott zu reden.“ (Luis Espinal). Ja, die Kirche ist ein widersprüchliches Gebilde, wie sie es von Anfang an war. Aber sie ist wenigstens widersprüchlich, und das ist viel.

Stichworte zum Thema Gemeindeaufbau

Die Signatur der Welt, in der wir vom Glauben erzählen

Traditionsbruch

Wissensverlust

Individualisierung

Schwäche der Institutionen

Pluralität der Lebenswelten

Innere Vielstimmigkeit der Subjekte

Verlust des Pathos und der Inszenierungen des Glaubens

Der Zweifel als ständiger Gast

Jedes dieser Momente ist sowohl Erschwerung des Glaubens wie Befreiung zum Glauben.

Quantitatives Wachstum der Gemeinden als beschränktes Ziel

Gefahr der Blendung durch die Zahlen

Das Exil als Ort der Kirche

Wachsen als spiritueller Begriff

Brot für die Fremden

Die Gemeinde kann sich nicht selbst Ziel sein.

Die Aufmerksamkeit auf die Zaungäste

Gemeindeaufbau als Pflege der Gruppen

Gemeinde ist kein monolithisches Gebilde

Die Gruppen in den Gemeinden sind ihr prophetisches Moment

Die Konflikte in den Gemeinden sind Mittel der Wahrheitsfindung

Die Wahrnehmung der Opfer als innere Konstitution der Gemeinde

Wider die Vergötzung einer Kirche, die nur sich selbst kennt

Das Geheimnis Gottes und das Geheimnis der Armen

Die Pfarrer und Pfarrerinnen: Kleine Menschen in grossen Schuhen

Der „Zeitgeist“ hat uns nicht verschont

Die geistliche Bildung der Lehrenden als Notwendigkeit für die Gemeinden

Die Gefahr der verwöhnten Sprache der Lehrenden

Die Gefahr der Ermässigung des Evangeliums durch die kleinen Sagbarkeiten

Die Entdeckung des Charmes des Evangeliums als Voraussetzung seiner Verkündigung